

ANDREAS LOB-HÜDEPOHL · BERLIN

## DIE WERTSCHÄTZUNG DES IMPERFEKTEN

*Einwendungen zu Gewissheitsannahmen der Biopolitik  
im Umgang mit Behinderung*

### *1. Maria, Martha und die Frage menschlicher Vollkommenheit*

Die Frage nach menschlicher Vollkommenheit begegnet uns immer wieder auch in der biblischen Tradition. Nicht wenige von uns denken unvermittelt an die berühmte Begegnung des Mannes aus Nazaret mit den beiden Schwestern Maria und Martha (Lk 10,38-42). Trefflich spiegeln die gängigen Assoziationen das einprägsame Bild aus einer bekannten Kinderbibel: Maria sitzt mit großen leuchtenden Augen zu Füßen Jesu, aufmerksam, ja ganz ergeben; ihre Schwester Martha hingegen lehnt mit sichtbar bösem und missgünstigem Blick an der Türschwelle zur Küche. Das Bild spricht Bände: hier Martha, bemüht, dem Gast einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren, fragt vorwurfsvoll: «Herr, kümmerst es Dich nicht, dass meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mit helfen!» Und dort die gütige, gleichwohl unmissverständliche Antwort des Mannes aus Nazaret: «Martha, Martha, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden.»

Die gängige Lesart dieser Erzählung ist eindeutig: Maria hat immer etwas Edles an sich, Martha immer etwas Banales. Maria trägt immer eine Art Heiligenschein um sich, Martha dagegen atmet Küchendunst und häuslich-verlegene Betriebsamkeit aus. Maria ist vorbildlich, ganz gebannt von den Worten Jesu, vom Besseren, vom Eigentlichen. Martha aber ist ganz gefangen genommen von der Sorge um das leibliche Wohl des Gastes und verliert sich so in die vergänglichen Nebensächlichkeiten des alltäglichen Lebens – gefangen genommen vom Schlechteren, vom Uneigentlichen.

*ANDREAS LOB-HÜDEPOHL, geb. 1961, Studium der Kath. Theologie, Philosophie, Erziehungswissenschaft und Soziologie in Bonn und Berlin. Promotion in Moralthologie bei Franz Böckle. 1991-1996 Hochschuldozent am Seminar für katholische Theologie der Freien Universität Berlin, seit 1996 Professor für Theologische Ethik und seit 1997 Rektor der Katholischen Fachhochschule Berlin.*

Ihre Schwester Maria kommt deshalb in der Geschichte und Kunst der Kirche zu großen Ehren. Für Martha reicht es gerade zur Ordensheiligen der Krankenpflegerinnen, zur Patronin der Hausfrauen oder auch zur Namenspatronin mancher Diakoniananstalten oder Caritasvereine; nützlich, aber doch vergleichsweise minderwertig.

Es gibt freilich auch andere Lesarten dieser biblischen Begebenheit. Der große Mystiker des Mittelalters, Meister Eckhart, etwa hat das Bild der beiden Schwestern gänzlich umgekehrt interpretiert. In einer berühmten Predigt rückt er die noch unfertige Maria nicht ans Ende, sondern an den Anfang jeglichen geistlichen Lebens, das nach Vervollkommnung menschlicher Lebensführung strebt. Martha hingegen billigt Meister Eckhart aufgrund ihrer Lebenserfahrung sogar eine viel größere Nähe zu dem zu, was wirklich wesentlich ist. Gerade deshalb aber musste der Mann aus Nazaret Martha in ihre Schranken weisen. Denn «Martha fürchtete», so seine ungewohnt andere Deutung, «dass ihre Schwester im Wohlgefühl und in der Süße steckenbliebe.» Sie wünschte sich aber, dass Maria wird wie sie selbst: nicht nur glühende Anhängerin Jesu, sondern eben auch tatkräftig in der Bewältigung alltäglicher Sorgen und Nöte. «Deshalb sprach Christus und meinte: Sei beruhigt, Martha, auch sie hat den besten Teil erwählt. Das Höchste wird ihr zuteil werden: Sie wird selig wie du!»

Aufschlussreich an Meister Eckharts Gegendeutung zur gewohnten Interpretation von Maria und Martha ist zunächst dies: Das Streben nach Vervollkommnung ist sicherlich eine Grundtriebfeder menschlicher Lebensführung und muss es sogar auch sein. Gleichwohl ist jeder Augenblick und jede Lebenssituation, in der ein Mensch die ihm je aktuell vorfindlichen Möglichkeiten der Sinnerfüllung ergreift und mit Leben erfüllt, als solche unbedingt wertzuschätzen – wie unvollkommen, wie unvollendet, ja wie fragmentarisch sie sich von einem anderen Standpunkt aus auch immer darstellen mögen. Mehr noch: *Menschliche* Maßstäbe des Besser oder Schlechter, des Mehr oder Minder erweisen sich schnell als subjektive Konstrukte, die schnell als Maß aller Dinge verallgemeinert werden und in der Folge *anderes* unzulässig geringerschätzen und entwerten.

*Meister Eckharts* Deutung von Martha und Maria weist an einer undramatischen, beinahe alltäglichen Begebenheit darauf hin, wie beschädigend unsere menschlichen Vorstellungen vom wahren Menschsein und von einem ungezügelt Verlangens nach Vollkommenheit und Perfektion für all jene wirken können, die diesen Bildern der Glückens und Gelingens nicht entsprechen. Die Intervention Jesu, von der das Lukasevangelium berichtet, könnte Anlass wie Maßstab sein, die dominierenden Vorstellungen von Perfektion und wahrhaft gelingendem Lebens einer kritischen Sicht zu unterziehen; Vorstellungen, die als hintergründig wirkende Gewissheitsannahmen auch das Für und Wider in aktuellen Fragen des biomedizinischen

Fortschritts maßgeblich mitbestimmen – etwa die Frage der embryonalen Stammzellforschung, der Präimplantationsdiagnostik, aber auch den Umgang mit Krankheit und Behinderung.

## 2. «Minusvariante»? Das Verständnis menschlicher Behinderungen als Menetekel für die Abwertung des Imperfekten

Die Situation behinderter Menschen<sup>1</sup> in unserer Gesellschaft ist ein unheilvolles Menetekel. Sie ist paradigmatisch nicht nur für den Umgang mit Schwachen, Kranken und – gemessen an den vorherrschenden ökonomischen Maßstäben – nicht mehr «Funktionstüchtigen». Sie betrifft auch unser Verständnis des menschlichen Lebens insgesamt. Wie in einem Brennglas bündeln sich im Umgang mit behinderten Menschen Deutungsmuster («Mentalitäten»), die ein «gutes», «glückendes» und «gelingendes» Leben fast automatisch mit möglichst «perfekt», «makellos», «problemlos» und «risikolos» übersetzen. Im Gegenzug aber verkommt das *Imperfekte*, das also von diesen Vorstellungen eines gelingenden und glückenden Lebens abweicht, zum bedauerlich minderwertigen Modus des Perfekten, der möglichst verhindert werden sollte.

Wir haben uns daran gewöhnt, diese Einstellung gerade als Ausdruck moderner Humanität aufzufassen. Und tatsächlich haben die beachtlichen Fortschritte der Medizin bzw. der medizinisch-therapeutischen Rehabilitation die Lebenssituation vieler kranker und behinderter Menschen erheblich verbessert. Heilungschancen und Lebenserwartungen sind enorm gestiegen. Ohne moderne Geh-, Seh- und Hörhilfen oder auch pädagogisch-therapeutische Unterstützung wären viele behinderte Menschen noch stärker eingeschränkt als sie es heute immer noch sind. Wer wollte diese Fortschritte ernsthaft missen? Die Kehrseite dieser Entwicklung ist aber ein Bild behinderten Lebens, das die körperlichen, seelischen oder geistigen Behinderungen eines Menschen im Wesentlichen als die biologisch-medizinische Störung von «normalen» Funktionsabläufen des Organischen («somatische Insuffizienz») oder als funktionale Ausfälle (Fehlen eines üblichen Gliedmaßes) auffasst. Diese Sichtweise konzentriert sich auf die Defizite, die den behinderten Menschen vom durchschnittlichen Menschsein unterscheiden. Nun wird man Unterschiede zwischen Menschen mit Behinderungen und Menschen ohne Behinderungen schwerlich leugnen wollen. Hoch gefährlich aber ist die Unterscheidung zwischen *normal* und *anormal*. Denn «Normalität» hat eine *doppelte* Bedeutung. *Normalität* heißt zunächst das *im Durchschnitt Erwartbare*. Und tatsächlich sind zwei Arme, zwei Beine, eine gewisse Hör- und Sehfähigkeit usw. bei einem Menschen *im Durchschnitt* erwartbar. Unter der Hand gewinnt Normalität dann aber noch die Bedeutung von *normativ*: So *muss* ein

Mensch ausgestattet sein, wenn er ein «richtiger», ein «voller» Mensch sein will. Das durchschnittlich Erwartbare wird zum Sollmaßstab für das wahrhaft Vollgültige. Infolgedessen ist das Leben mit Behinderungen letztlich eine Minusvariante des vollen Menschseins, dessen Lebensqualität nahezu zwangsläufig eingeschränkt sein muss.

Dieses Deutungsmuster entfaltet in der aktuellen Debatte um Für und Wider der Pränataldiagnostik (insbesondere der Präimplantationsdiagnostik), der Legitimität von sog. Spätabtreibungen oder der «Kind-als-Schadensfall»-Rechtsprechung<sup>2</sup> eine ungeheure Wirkung. «Aber bevor Leben ins Leben kommt», formuliert *Wolfgang Schirrmacher* den versteckten *common sense* unserer Gesellschaft, «haben wir die Verantwortung, dieses Leben so gut wie möglich zu gestalten, dem Leben eine so gut wie mögliche Startposition zu geben. Und ich halte es für eine bodenlose Gemeinheit, einem anderen Wesen ein Leben als Krüppel zuzumuten, wenn es auf gentechnologischer Ebene möglich wäre, ihm dieses Schicksal zu ersparen.»<sup>3</sup> Wie selbstverständlich gehen weite Teile der Öffentlichkeit davon aus, dass es eine Frage der Fürsorge für die Mutter, aber auch eine Frage des Mitleids für das betroffene Kind ist, im Falle einer drohenden oder mutmaßlichen Behinderung die Schwangerschaft abubrechen. Ganz in dieser Diktion spricht man sogar von einem *therapeutischen* Interesse<sup>4</sup>, obwohl es sich hier eindeutig um eine selektive Zielrichtung handelt.

Das Motiv, einem potentiell behinderten Menschen sein zukünftiges Leiden zu ersparen, reduziert diesen Menschen nicht nur auf seine Behinderung und das dadurch verursachte Leiden. Sondern es beruht oftmals auf einer eklatanten Fehleinschätzung, die Nichtbetroffene von der Situation Betroffener haben. Zahlreiche empirische Untersuchungen widerlegen die Einschätzung vieler Nichtbetroffener, dass behinderte Menschen wie selbstverständlich eine geringere Lebensqualität verspüren.<sup>5</sup> Sie belegen eher das Gegenteil: Bei Körperbehinderten, deren Behinderung Folge eines Unfalls ist, die also das Vorher und das Nachher «am eigenen Leibe» kennen, steigt nicht selten die Wertschätzung ihres eigenen Lebens. In den USA etwa denken 60% der Querschnittsgelähmten sogar positiver über sich selbst, seit sie behindert sind.<sup>6</sup> Andere Untersuchungen ermitteln zwar gelegentlich eine geringe Lebenszufriedenheit behinderter Menschen.<sup>7</sup> Nach Auskunft einer breit angelegten Studie in Frankreich befürworten sogar 36% behinderter Menschen das Angebot vorgeburtlicher Selektion. Aufschlussreich aber ist in diesen Untersuchungen die Begründung. Nicht die Schädigung als solche, sondern die dadurch erlittene Ausgrenzung, Benachteiligung und Behinderung durch die nichtbehinderte Umwelt lässt das Leben mit Behinderungen für viele behinderte Menschen als nicht besonders zufrieden erfahren.

Dieser Befund erstaunt nicht, im Gegenteil: Er bestätigt jenes Verständnis von Behinderung, das in der fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit längst

Gemeingut ist. Demnach ist die Behinderung eines Menschen nicht seine wie auch immer geartete leibliche Anomalie als solche. Seine Behinderung ist vielmehr Resultat einer erschwerten, ja gestörten Beziehung zwischen der (organisch) versehrten bzw. (organisch) nicht durchschnittlich ausgestatteten Person einerseits und ihrer sozialen Umwelt andererseits. Die Weltgesundheitsorganisation hat schon vor gut zwei Jahrzehnten jene drei Faktoren beschrieben, die bei der Behinderung eines Menschen zusammenwirken: *Erstens* die anatomische Disposition, die von einer durchschnittlichen «Ausstattung» eines Menschen abweicht und insofern eine Anomalie und Schädigung bildet («impairment»); *zweitens* die Beeinträchtigung der instrumentellen, kognitiven oder sozialen Fähigkeiten, die ebenfalls durchschnittlich bei einem Menschen erwartet werden und auf die hin die soziale Welt eingerichtet ist («disability»); und *drittens* die Benachteiligungen bei der Teilhabe am Alltagsleben in Familie, Schule, Beruf oder Gesellschaft («handicap»).<sup>8</sup>

Dass Behinderungen Resultat erschwerner, ja gestörter Interaktion zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen sind, macht folgender Sachverhalt deutlich: anatomische Schädigungen können nämlich ihrerseits verstärkt oder sogar verursacht werden durch jene Reaktionen, die sie bei den Nichtbetroffenen auslösen. Nichtbehinderte Menschen erfahren die Lebensäußerungen und Verhaltensgewohnheiten behinderter Menschen sehr häufig als befremdlich und beängstigend, gelegentlich sogar als fundamentale Bedrohung ihres eigenen Selbstwertes. Diese Erfahrung machen nicht selten gerade die Eltern. Deshalb reagieren sie oftmals mit Rückmeldungen, die die Entwicklung ihres nicht durchschnittlich ausgestatteten, also «versehrten» Kindes nachhaltig hemmen. Die Reaktionen können zwischen Stigmatisierung und Ausgrenzung einerseits und einer mitleidfixierten Überbehütung andererseits variieren. Aus Sorge, ihren elterlichen Pflichten nicht ausreichend nachzukommen, können Eltern dazu neigen, alles erdenklich Mögliche und Gute ihren behinderten Kindern «anzutun». Dabei schnüren sie aber deren vorfindliche Fähigkeit zur eigenständigen Entwicklung und Lebensführung ab. «Es ist nicht der Mangel als solcher, der für den betroffenen Menschen ›Unheil‹ bringt, sondern die auf ihn und seinen Entwicklungs- und Bildungsprozess, auf sein Selbstverständnis, seine Identitätsfindung zurückwirkende gesellschaftliche Anforderung, die an ihn gestellt wird und die Resonanz, die er erfährt, z.B. als Verdikt, nicht vollständig, hilflos, abhängig zu sein.»<sup>9</sup> Behinderung ist deshalb – zugespitzt formuliert – nicht die *Minusvariante* menschlicher Normalität, sondern eine *ungewohnt andere Variante durchschnittlicher menschlicher Existenz* – freilich unter erschwerten Bedingungen.

Gefordert ist deshalb eine entgrenzende Ethik behinderten Lebens, die diese verhängnisvolle Defizitorientierung und faktische Abwertung be-

hinderten Lebens auf eine Minusvariante vollgültigen Menschseins aufbricht. Eine solche entgrenzende Ethik weitet unseren Blick auf die oftmals zugedeckten und verhinderten Ressourcen versehrter Menschen. Sie lenkt ihn aber auch auf die Eigenanteile der Nichtbehinderten, die maßgeblich zu den Behinderungen behinderter Menschen führen. Sie fördert die Lebenssituation behinderter Menschen, indem sie die dominierenden Bilder und Denkgewohnheiten unserer Gesellschaft einer kritischen Revision («Neu-Sicht») unterzieht. Diese Revision überwindet die Defizitorientierung in Richtung einer neuen Perspektive, die das Eigensein des behinderten Menschen einschließlich seiner je anderen Weise der Lebenserfahrung und Lebensführung wertschätzt. Diese Perspektive weitet den Blick auf jenes Entwicklungspotential des Unabgeschlossenen, das im sozialen Miteinander behinderter und nichtbehinderter Menschen wechselseitig je neue Erfahrungsräume gelingenden Lebens zuspült. Motor dieser Entwicklung ist freilich der konsequente Abschied hierarchisierender Denkgewohnheiten, die die Welt in das Perfekte und das Imperfekte und damit in das Mehr- und das Minderwertige einteilen.

### 3. *Das Imperfekte – Stichworte zur theologischen Deutung einer zwiespältigen Grundsignatur menschlicher Existenz*

Die Wertschätzung des Unvollkommenen scheint auf den ersten Blick seltsam realitätsfern, vielleicht sogar in zynischer Weise verklärend. Gleichwohl steht sie für eine ethische Grundhaltung, die sich zwar der *Nichteindeutigkeit*, besser: der *Zwiespältigkeit* des Imperfekten bewusst ist, die sich aber genau darin jenem Vollkommenheits- und Machbarkeitswahn widersetzt, der die aktuellen Debatten um Fragen der Bioethik dominiert. Die Wertschätzung des Imperfekten rettet – zugespitzt formuliert – letztlich das menschliche Leben vor dem verobjektivierenden Zugriff des Plan- und Machbaren. Sie sichert ihm stattdessen jene durchaus riskante Offenheit, die für eine eigenverantwortliche und damit sinnstiftende Lebensführung behinderter wie nichtbehinderter Menschen gleichermaßen Voraussetzung ist.

Damit kein Missverständnis entsteht: Das unüberwindlich Unvollkommene menschlicher Lebensführung spiegelt oftmals die vielfältigsten Erfahrungen des Scheiterns und des Schuldigwerdens, des Schmerzes und des Leidens. Diese bedrückenden Erfahrungen des Menschen markieren die hässlichen Narben seiner geschichtlichen Existenz. Da ist das sehnsüchtige Verlangen nach Vollkommenheit und Vollendung nur zu verständlich. Gerade die jüdisch-christliche Tradition überliefert ein Gottesbekenntnis, das in den zutiefst schmerzhaften Erfahrungen des Unheils und der Gefangenschaft menschenunwürdiger Lebenssituationen Gottes rettend-heilende Nähe bekennt. Die menschliche «Sehnsucht nach dem ganz Anderen»

(Max Horkheimer), die sich unauflöslich mit dem Christentum verbindet, ist die Keimzelle für das Streben nach kreativer, also besorgender wie schöpferischer Veränderung durch Menschenhand (vgl. Gen 1,26), das sich mit dem Schmerz des Bestehenden nicht abfinden mag.

Freilich mündet die moderne Fortschrittsgeschichte, die das Streben nach Perfektion gerade in der Illusion einer leidfreien Welt und Gesellschaft hypostasiert, in die Selbstabschaffung des Menschlichen menschlicher Existenz. Denn das Menschliche menschlicher Existenz nimmt gerade in der *dynamis* menschlichen Lebens Gestalt an, die seine Unvollkommenheit freisetzt. Die Idee des Vollkommenen dagegen stellt das prozesshafte Moment menschlicher Existenz still. Was damit gemeint ist, erschließt sich schon durch die Semantik unserer Alltagssprache bzw. unserer Zeitmodi: Mit Perfektsein («Perfektion») verbinden wir nicht nur einen erreichten Idealzustand, sondern auch das mittlerweile Abgeschlossene, das Fertiggestellte, auf den vorfindlichen Zustand statisch Fixierte. Mit Imperfektsein verbinden wir hingegen nicht nur das Nichtideale, sondern auch das Unabgeschlossene, nicht nur das Entwicklungsbedürftige, sondern auch das Entwicklungsfähige, das unfixiert Offene des Vorfindlichen. Diesem Verständnis des Imperfekten korrespondiert der Begriff der *Kontingenz*. Kontingenz bezeichnet nicht nur das Zugeteilte und Begrenzte menschlicher Lebensmöglichkeiten, sondern auch das *Zufällige*, das durchaus *anders* hätte sein und werden können; das damit nicht notwendigerweise genauso Seiende und deshalb durchaus auch *Veränderbare*.

Diese sich bereits von der Semantik unserer Alltagssprache nahelegende Deutung des Imperfekten und Kontingenten menschlicher Existenz wird durch die jüdisch-christliche Tradition präzisiert. Die *Geschöpflichkeit* des Menschen als Gottes Ebenbild verweist auf die Spannung des *Gegebenen* wie des *Aufgegebenen*. Die Menschwerdung des Menschen ist die Gabe Gottes im Akt der Welterschöpfung und darin eingebunden zugleich (Gestaltungs-) Aufgabe des Kultur schaffenden Menschen. Menschliches Leben ist die in die Heilsgeschichte Gottes eingewobene, weltliche, selbsttätig geführte Lebensgeschichte jedes Einzelnen. *Alles* menschliche Leben steht *zu jedem Zeitpunkt* im Spannungsbogen von Schöpfung und Erlösung, zwischen Fragment und Vollendung, zwischen dem *A* der Erschaffung als Ebenbild Gottes mit Weltauftrag und dem *O* jenes neuen Himmels und jener neuen Erde, in denen der Tod nicht mehr ist, «keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal» (Apk 21,4). Damit steht jedes menschliche Leben unabhängig seiner je aktuell vorfindlichen Verfassung unter dem *Verheißungsvermerk*<sup>10</sup> erst zukünftiger Vollwirklichkeit dessen, was im Gestern, im Hier und Heute und im Morgen bereits fragmentarisch Verwirklichung findet. Dieser *Vorbehalt des bleibend Fragmentarischen* ist aber nicht das *Defizit* der Menschwerdung des Menschen. Es verkörpert vielmehr die *Potentialität glückenden*

*Lebens* eines Jeden im kontinuierlichen Wandel von Werden und Vergehen unter den gefährvollen Bedingungen einer geschichtlichen Welt. In der biblischen Tradition bedeutet glückendes Leben deshalb nicht perfektes, vollkommenes Leben, sondern das leidenschaftliche Engagement gegen die tödlichen Erstarrungen und Gefangenschaften der eigenen Lebensgeschichte.

Besonders eindrucksvoll läßt sich das *Surplus* des Imperfekten im Gegenüber zum Perfekten am Beispiel partnerschaftlicher Liebe veranschaulichen. Im Kern bedeutet sie nämlich das «Wunderbare» (*Max Frisch*) des Sich-einlassens auf das Unverfügbare, Unerkannte und Unberechenbare des Anderen. Liebe ist das krasse Gegenteil von Besitzergreifung oder Bemächtigung des Geliebten durch den Liebenden. Die Lebensfreude der Liebe erwächst gerade aus dem Wagnis für etwas je Neues am Anderen, das womöglich befremdet, immer aber dort zerstört wird, wo die Liebe den Geliebten auf etwas Festgefügtes fixieren will. Hier gilt – im eigentlichen Sinn der biblischen Tradition – das *Bilderverbot*. Der Tod einer Liebe ist nicht Resultat jener Einsicht, die den Anderen in seinen höchst persönlichen Eigenheiten und Eigenschaften als vollständig erkannt, als restlos aufgeklärt und folglich als langweilig wähnt. Sondern umgekehrt gilt der Andere da als erkannt und fertig, wo die Liebe als die je neue Bereitschaft, sich auf den Anderen *als Anderen, als verschieden zu mir* einzulassen, nur mehr als Zumutung und Überforderung erfahren wird und deshalb zur bloßen Floskel erstarrt. Erst wenn die Liebe tot ist, habe ich vom ehemals Geliebten ein abgeschlossenes und fertiges Bild.

Gerade wenn man partnerschaftliche Liebe *nicht* romantisch idealisiert, entdeckt man zugleich das *Zwiespältige*, das jedem Unvollkommenen inne wohnt. Die grundsätzliche Wertschätzung des Imperfekten verleugnet ja nicht seine unverwischbare Ambivalenz. Partnerschaftliche Liebe ist Bestandteil jener gemeinsamen Lebensführung, die auf wechselseitige Gleichberechtigung wie wertschätzende Anerkennung der jeweiligen Andersheit und Verschiedenheit der Partner beruht. Partnerschaftliche Beziehungskultur ist infolgedessen ein anspruchsvoller und durchaus fragiler Prozess, der wechselseitiges Verstehen der offenen wie versteckten Wünsche und Sehnsüchte, der Selbst- und Fremdkonzepte ebenso einfordert wie die Anerkennung der Widersprüche, die Offenheit für Veränderungen oder das Wagnis des Scheiterns und des Neuanfangs. Die Wertschätzung des Imperfekten als das Entwicklungsoffene menschlicher Lebensführung ist ohne das Risiko des Scheiterns und des Schmerzes nicht zu haben. Die Ausschaltung aller Risiken, aller Gefahren, aller Fragwürdigkeiten indes würde die liebenden Beziehungen zwischen Menschen unweigerlich nur in die tödliche Erstarrung eines Mausoleums führen.

Was für eine Beziehungskultur zwischenmenschlicher Liebe gilt, gehört zur anthropologischen Verfassung des Menschen insgesamt. Das Imperfekte

ist die offene Flanke menschlicher Lebensgeschichte und genau darin uneindeutig und zwiespältig. Es ist die entscheidende Signatur menschlicher Existenz, in der das schmerzhaft Unerfüllte ebenso erfahren wird wie das Glücken und Gelingen einer kreativen Lebensführung. Die Bereitschaft, das Imperfekte nicht nur als Unverfügbares zu ertragen, sondern in seiner Zwiespältigkeit als Möglichkeit bereichernder Menschwerdung wertzuschätzen, ist deshalb gefährlich. Sie kann nämlich missverstanden werden als bloßes Narkotikum des Schmerzes, das nur auf bessere Zeiten vertröstet und so die Gegenwehr zum Unerträglichen stillstellen soll. Sie kann aber auch verstanden werden als die notwendige Gegenwehr zu jenem zerstörerischen Traum eines perfekten Menschen, der unweigerlich in die Denkkategorien des Mehr- und des Minderwertigen führt und letztlich die Ausmerzungen aller Imperfekten legitimiert.

#### 4. Christliche Grundhaltungen jenseits des Vollkommenheits- und Machbarkeitswahns

Die Situation behinderter Menschen spiegelt Vollkommenheitserwartungen wie Machbarkeitsüberzeugungen, die letztlich das Menschliche des Menschseins aus der Geschichte verbannen. Gegen diese wirkmächtigen Denk- und Handlungsmuster moderner Fortschrittsgeschichte müssen neuerlich Grundhaltungen etabliert werden, die die Errungenschaften der Moderne kritisch begleiten und so die Fortschrittsfalle vermeiden helfen, in die eine unselbstkritische, blinde und deshalb letztlich unaufgeklärte Moderne zu tappen sich anschickt. Christlicher Gottesrede kommt die unersetzliche Aufgabe zu, ihre eigenen Deutungspotentiale menschlicher Existenz (neu) zu erschließen und diese Grundhaltungen nicht zuletzt im Umgang mit behinderten Menschen zu pointieren. Ich will einige dieser Grundhaltungen wenigstens in Umrissen skizzieren:

Die vornehmste Aufgabe jüdisch-christlicher Gottesrede ist das *Wachhalten der Gottesfrage*. Das Wachhalten der Gottesfrage ist im Kern die Erinnerung an die Gegenwart Gottes inmitten der vielfältigsten Kontingenzerfahrungen dieser Welt; eine Gegenwart Gottes in der Geschichte, die die Geschichte der vielen Geschichten ist, in denen Menschen Gottes rettend-heilendes Handeln in den vielen *Heillosigkeiten* ihres Lebens erfahren haben und erfahren werden – Heillosigkeiten, die das schmerzhaft Unvollkommene menschlicher Existenz widerspiegeln. So besehen ist die Negation des schmerzhaft Unvollkommenen, die sich in der Sehnsucht nach Vollendung Ausdruck verschafft, für das Wachhalten der christlichen Gottesfrage konstitutiv.

Das Wachhalten der christlichen Gottesfrage motiviert zur *ernsthaften Gelassenheit*. Denn das Wachhalten der Gottesfrage zwingt zum Ernst-

nehmen jener Erfahrungen des Schmerzes und des Leidens, die aus dem Faktum menschlichen Scheiterns, menschlicher Schuldverstrickung oder der Unvollkommenheit menschlicher Lebenswelt insgesamt resultieren. Die Situation behinderter Menschen ist schon deshalb nicht selten von Schmerz und Leid gezeichnet, da die Lasten von Ausgrenzung und Unverständnis einseitig verteilt sind. Aber auch nichtbehinderte Menschen sind durchaus von Schmerz und Trauer gezeichnet, wenn ihre eigenen Lebenspläne durch das nicht durchschnittlich Erwartbare ihrer behinderten Mitmenschen durchkreuzt werden. Das zu verleugnen wäre für beide Seiten zynisch und verharmlosend. Die *Ernsthaftigkeit* in der Sensibilität für das Schmerzhaftes des Unvollkommenen fahndet nach Wegen, das Imperfekte in seinen schmerzhaften Anteilen zu transformieren in Erfahrungen des besseren Gelingens und Glückens.

Gleichwohl weiß jede Ernsthaftigkeit um das bleibend Fragmentarische ihrer Bemühung wie um die Verheißung ihrer Vollendung, die nicht in des Menschen Hand ist. Das Schmerzhaftes ist grundsätzlich durch keine menschliche Anstrengung aus den Lebensgeschichten zu tilgen. Das gilt auch für das Zusammenleben behinderter und nichtbehinderter Menschen. Es wäre fatal, würde man über die Erfahrungen des Glückens und Gelingens die bleibenden Erfahrungen der Ohnmacht und der Trauer verdrängen. Mit dem Widerfahrnis von Kreuz und Aufweckung Jesu Christi «im Rücken» können die Ohnmächtigen und Trauernden jedoch darauf hoffen, dass das jetzige imperfekte Leben nicht die *letzte* Gelegenheit ihrer Vollendung ist. Die Solidarität Gottes mit seinem Sohn, die durch das Kreuz hindurch auf die Auferweckung zielt, gilt auch «für uns und die vielen». Deshalb wird die Sehnsucht nach dem ganz Anderen am Ende der Geschichte nicht zu den unerledigten Akten gelegt. Doch *dieser* Trost will nicht auf bessere Zeiten vertrösten und so die Klage über das Unerträgliche der Jetztzeit zum Verstummen bringen. Er ist vielmehr ein Trost, der in den Brüchen unserer Biographie und in den Geburtswehen neuer Lebensabschnitte, kurz: im Unvollendeten und Fragmentarischen unseres Lebens jeglichen verbissenen Perfektionstrieb entmachtet und statt dessen *Gelassenheit* erzeugt.

Die ernsthafte Gelassenheit wurzelt im hoffenden Vertrauen, dass sich in der Lebensgeschichte eines jeden, auch und gerade in seinen Beschädigungen und Unvollkommenheiten, überraschend neue Wendungen und Lebenschancen eröffnen, in denen sich die rettend-heilende Gegenwart des «Ich-bin-der-Ich-bin» manifestiert – in der Regel entgegen den eigenen Mutmaßungen und Berechnungen. Die Heilungsgeschichten der biblischen Traditionen wie die unzähligen Erfahrungen behinderter wie kranker Menschen belegen, dass diese «Hoffnung wider alle Hoffnung» kein frommer Wunsch bleibt. Jede ernsthafte Gelassenheit wurzelt deshalb im *Offenhalten der Lebensgeschichten*. Die Hoffnung wider alle Hoffnung wendet sich gegen

die Verblüffungsfestigkeit und Überraschungslosigkeit einer angestregten, verplanten, möglichst perfektionierten Lebensführung. Sie hält die Lebensgeschichte eines Jeden gegen alle Vereinnahmungen offen. Das gilt besonders im Umgang mit behinderten Menschen, deren eigene Entwicklung und Lebensführung schnell durch die präzisen Vorstellungen von Krankheitsbildern, Behinderungsformen und entsprechenden Therapiekonzepten abgeschnitten und verhindert werden.

Menschliche Vollkommenheitsideale sind nicht selten die Fluchttüren aus den Zumutungen ständiger Veränderung und Offenheit. Sie fixieren Ideale, die den Menschen feste und unzerbrüchliche Orientierungen vermitteln wollen. Freilich sind solche Vorstellungen des Perfekten selbst nur *kontingente* Spiegelungen der soziokulturellen Stimmungen einer geschichtlichen Epoche. Was als perfekte Schönheit oder was als perfekte Glücksform anerkannt ist, wechselt(e) nicht nur stetig, sondern hat(te) stets die Funktion, die (vermeintlichen) Unzulänglichkeiten des eigenen Lebens auf dieses oder jenes Ideal hin «in den Griff» zu bekommen. Die jüdisch-christliche Tradition besteht auch hier auf einem *strikten Bilderverbot*. Ähnlich wie die Wirklichkeit Gottes sich nicht in Bildern fixieren lässt und dadurch «be-greifbar» und «verfügbar» wird, so ist das Gelingende und Glückende menschlicher Lebensführung nicht in festgefühten Idealvorstellungen zu fixieren. Zum Vollkommenen führt, so die Antwort des Nazaräners auf die symptomatische Frage des reichen Jünglings, nur der zunächst *offene Weg* der Nachfolge, nicht aber die Erfüllung konkreter Normierungen einer (vermeintlich) idealen Lebensführung (vgl. Mk 10,17–28). Welche verheerenden Auswirkungen die Hypostasierung bestimmter Vorstellungen perfekten Lebens besitzen, wird gerade im Kontext der modernen Reproduktionsmedizin deutlich. Denn längst geht es nicht mehr nur allein um die – für sich schon fragwürdige – Ausschaltung anatomisch «beschädigten» Lebens, sondern um die Reproduktion von «Designer-Babies», die die Idealvorstellungen perfekten Lebens ihrer Eltern («blond oder schwarz», «mathematische oder künstlerische Begabung» usw.) zumindest im Zustand des genetischen Cocktails verwirklichen sollen.

Die Wertschätzung des Imperfekten verleugnet nicht die Schattenseiten eines zwiespältigen Grunddatums menschlicher Existenz, aus der die Sehnsucht nach Überwindung und Vollkommenheit immer neu entspringt. Sie beharrt aber auf den großen Unterschied zwischen einerseits dieser so wichtigen *Sehnsucht nach dem ganz Anderen*, die aus der Negation des schmerzhaft beschädigten Lebens entsteht, aber ihre Ziele eher nur Umrissen, eher nur *negativ*, eher nur *invers* benennen kann (vgl. Apk 21,4) und andererseits jener verführerischen *Antizipation eines Perfekten*, die sich feste Bilder und Vorstellungen über das vermeintlich gelingende Leben macht, dabei aber doch nur die beunruhigenden Erfahrungen des Unvollkommenen und

Imperfekten beruhigen und stillstellen möchte. Unsere Antworten auf das *Warum* jenes Risikos des Scheiterns und des Schmerzes, in dem sich das Zwiespältige des Imperfekten manifestiert, werden vorläufig bleiben müssen. Aber wir können mit Blick auf Kreuz und Auferweckung Jesu darauf vertrauen, das *erstlich* und *letztlich* nichts anderes zählt als das unbedingte Ja dieses Gottes zum noch Unvollendeten, das seiner Vollendung allein in Ihm entgegen sieht.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Bereits die Bezeichnungen von *Menschen mit Behinderungen* dokumentieren unterschiedliche Deutungen. Traditionell werden sie als «Behinderte» bezeichnet, damit aber auf ihre Defizite reduziert. Gelegentlich wird auf den Begriff der «Behinderung» verzichtet und statt dessen von «Beeinträchtigung» oder von «beschädigter Subjektivität» gesprochen. Alle Termini haben Vor- und Nachteile. Aus Gründen, die im folgenden näher erläutert werden, wähle ich den Begriff «behinderte Menschen»: Sie sind Menschen, die in einem Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren in ihrer gleichberechtigten Teilhabe an der sozialen Welt behindert werden und damit behindert sind.

<sup>2</sup> In den letzten Monaten sorgen auch in Deutschland sog. «wrongful-birth»-Klagen für erhebliche Aufregung. Es handelt sich hierbei um Schadensersatzklagen von Eltern behinderter Kinder gegen Ärzte, die pränataldiagnostische Positivbefunde entweder nicht (rechtzeitig) erkannt oder aber über deren mögliche Folgewirkungen nicht ausreichend aufgeklärt haben. Davon zu unterscheiden sind sog. *wrongful-life-Klagen* behinderter Menschen, die von Ärzten oder sogar von ihren Eltern/Müttern Schadensersatzleistungen wegen unterbliebener Diagnose bzw. Abtreibung fordern. Solche Klagen sind in Deutschland derzeit noch nicht zulässig.

<sup>3</sup> Wolfgang Schirmacher, zitiert in: Christoph, F./Mürner, C.: *Der Gesundheitsfetisch*, Heidelberg 1990, 112.

<sup>4</sup> Selbst christliche Theologen wie das Mitglied des bundesdeutschen Nationalen Ethikrates, Richard Schröder, machen sich diesen zynischen Euphemismus zu eigen. Vgl. Richard Schröder, in: *Der Tagesspiegel* 27.6.2002.

<sup>5</sup> Vgl. dazu ausführlich die Übersicht in G. Wolbring, *Folgen der Anwendung genetischer Diagnostik für behinderte Menschen*. Gutachten für die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages *Recht und Ethik der modernen Medizin*. Berlin 2001, bes. 14ff.

<sup>6</sup> Vgl. Ray/West, 1984, 83, zitiert in Wolbring, a.a.O. (Anm.4), 16.

<sup>7</sup> Vgl. *National Organization on Disability's*, *Research Involving Persons with Mental Disorders* 1998.

<sup>8</sup> Vgl. WHO, *International Classification of impairments, disabilities and handicaps* (Genf 1980). Diese Krieteriologie wurde 1999 von der WHO im *ICIDH-2* weiterentwickelt.

<sup>9</sup> Aloys Leber: Art. Heilpädagogik, in: *Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik*, hrsg. von H.Eyferth u.a., Neuwied 1983, 475-486; 478.

<sup>10</sup> Vgl. Thomas Pröpfer: *Fragende und Gefragte zugleich*, in: T.R. Peters u.a. (Hg.): *Erinnern und Erkennen. Denkanstöße aus der Theologie Johann Baptist Metz*, Düsseldorf 1993, 61-72.